

Oberösterreichische Heimatblätter

Herausgegeben vom Institut für Landeskunde von Oberösterreich

Schriftleiter:

Universitätsdozent OR. Dr. Ernst Burgstaller

unter Mitwirkung von OR. Dr. Otto Wutzel

Jahrgang 21 Heft 3/4

Juli–Dezember 1967

INHALT

Seite

Die Stadtordnungen von Freistadt aus der Blütezeit der städtischen Selbstverwaltung von Heidelinde Klug	3
Johannes Aprent 1823–1893 von Heinrich Teutschmann	19
Sagen in und um Linz von Hans Commenda	27
Der Windischgarstener Haufenhof heute von Rudolf Kusché	75
<i>Bausteine zur Heimat- und Volkskunde</i>	
Der historische Kern der Wolfgang-Legende von Rudolf Zinnhobler	85
Der letzte Hallstätter Mutzen wird gebaut von Friedrich Morton und Franz Zahler	88
Brauchtumsaufzeichnungen aus dem St.-Wolfgang-Land Die „Sonnwendschützen“ von Friedrich Barth	94
Nikolaus und Nikolaushäuschen von Friedrich Barth	95
Tonkopfurnen in St. Georgen bei Obernberg von Hermann Edtbauer und Ernst Burgstaller	
Toni Hofer, ein bedeutender oberösterreichischer Exlibris-Künstler von Heidelinde Klug	106
In memoriam Univ.-Prof. Dr. Rudolf Berliner von Alfred Karasek-Langer	110
Schrifttum	112
Register zu den Jahrgängen I–XX der „Oberösterreichischen Heimatblätter“	

Der Windischgarstener Haufenhof heute

Von Rudolf Kusché

Zwei Tatsachen haben Leben und Arbeit auf unseren Bauernhöfen verändert: Der Bauer muß ohne Dienstboten auskommen, und er baut nicht mehr Korn und Weizen an. Während sich das letzte besonders auf Arbeit und Arbeitsbrauch auswirkt, ändert der Übergang zum reinen Familienbetrieb auch den Menschen. Das beginnt schon beim Kind.

1. Die Menschen

Das Kind: Bauernkinder machten immer den Eindruck von kleinen Erwachsenen. Eine fröhlich-unbeschwerte Kindheit konnte ein Bauernkind selten erleben, denn es stand unter einem doppelten Druck: der völlig patriarchalischen Verfassung des Bauernhauses und dem miterzieherischen Einfluß der Knechte und Mägde. Diese hatten für Zärtlichkeiten der Mutter ihren Kindern gegenüber kein Verständnis und machten sie unmöglich. Und wenn ein Knecht gerechter- oder ungerechterweise ein Kind züchtigte, durfte die Mutter im Interesse des Hofes nicht einschreiten. So waren Bauernkinder keine glücklichen Kinder in unserem Sinne. Es haftete ihnen ein gewisser Ernst an, der sie unter anderem zu angenehmen Schulkindern machte. Heute steht kein Fremder mehr zwischen Kind und Eltern. Die Mutter kann mit ihren Kindern zärtlich sein, ohne daß ihr jemand den Vorwurf macht, sie „vertue“ die Kinder. Diese neue Zärtlichkeit drückt sich auch sprachlich aus. Es ist durchaus nicht eine bloße Modeerscheinung, wenn Bauernkinder heute zu ihren Eltern Papi oder Tati und Mami sagen, und wenn sie zum freundschaftlichen Du übergegangen sind. Die unpersönliche Ansprache und das Ös und Enk gilt heute nur mehr in manchen Häusern den Großeltern gegenüber. Aus Betriebskindern sind Familienkinder geworden. Dies scheint im Widerspruch dazu zu stehen, daß Bauernkinder heute viel mehr am Hof mitarbeiten müssen. Sie bedienen Maschinen, fahren mit dem Traktor. Diese Verantwortlichkeit empfinden sie aber nicht als Last, sondern als Auszeichnung, und die Arbeit macht ihnen Spaß. Wenn man heute im bürgerlichen Leben oft bedauert, daß die meisten Kinder ihren Vater gar nicht mehr bei der Arbeit sehen können, weil er morgens von daheim fortgeht und abends heimkommt, so muß man andererseits zugeben, daß Bauernkinder doppelt glücklich sein müssen: Sie dürfen dem Vater sogar bei der Arbeit helfen, mit der er Haus, Hof und Familie erhält.

Die Erwachsenen: Etwas Ähnliches geht in den Erwachsenen vor. In der Übergangszeit hat man Bauern oft darüber klagend gehört, daß sie zur Arbeit keine Leute bekämen. Heute hört man diese Klage nur mehr selten. Ja viele Bauern versichern einem, sie möchten heute gar keinen Dienstboten mehr, auch wenn sich ihnen einer anböte. Sie sagen: Da machen wir uns lieber kleiner zusammen, muß halt etwas hinten bleiben. Auch sie beginnen die neue Freiheit auf dem Hof zu genießen. Dazu kommt etwas anderes: Im Zuge der heutigen Bau- und Siedlungstätigkeit lassen sich weichende Bauernsöhne und -töchter in der Weise auszahlen, daß ihnen die Eltern ein Stück Baugrund in der Randlage des Hofes geben und ihnen beim Hausbauen mit Geld, Rat und Tat beispringen. Diese Kinder und Kindeskinde helfen, wenn das Einvernehmen mit den Eltern gut ist – und das ist es meist –, am Vaterhof in der „drawigen“ Zeit und auch sonst mit. Andererseits haben die Eltern, sollte es mit dem erbenden Sohn auf dem Hof zu einem Zerwürfnis kommen, die Möglichkeit, auf ein solches Randhaus ausweichen, und zu einem anderen Kind zu ziehen. Es heißt dann: „Wenn’s

es nicht tut, geh ich halt zur Hanni.“ Daß die Alten eine solche Möglichkeit überhaupt ins Auge fassen, setzt voraus, daß sie ihr persönliches Wohl, ihre Ruhe, über das Wohl des Hofes zu stellen beginnen. Es mehren sich die Fälle, wo noch arbeitsfähige „Alte“ ihrem jüngsten Sohn übergeben und sich die Freiheit nehmen, auf dem Hof zu bleiben oder zu einem anderen Kind zu ziehen oder in ein leerstehendes Ausgedingehäusel zu übersiedeln. Wenn es sie freut, arbeiten sie am Hof mit, sie verdingen sich aber auch als Straßen- oder Wildbacherbeiter, ja in Sommerfrischen als Liftwarte oder Tankwarte. Nichts zu tun, wäre ihnen zu langweilig. Sie sind ja erst 48, 55 oder 60 Jahre alt.

So können wir auch an den älteren Leuten auf unseren Bauernhöfen ein neues Freiheits- und Persönlichkeitsgefühl feststellen. Auch sie sind weniger gedrückt, lockerer und damit glücklicher geworden, ein persönliches Glück, das allerdings auf Kosten des früheren Verhaftetseins mit dem Hof geht. Einem ängstlichen Beobachter werden daher Bauern heute egoistischer erscheinen als früher. Es wäre wünschenswert, wenn sich dieses neue Persönlichkeitsgefühl zu einem Bauernbewußtsein und stärkerem Selbstbewußtsein auswachsen würde. Wer die Verhältnisse im gebirgig schönen Teil unseres oberösterreichischen Landes kennt, wird nun sagen: Ja, die fremden Dienstboten haben die Bauern angebracht, dafür aber sind die fremden Sommer- und Wintergäste gekommen. Es sind dies meist Städter, die ein paar Wochen einfaches Leben jedem übermäßigen Komfort vorziehen. Sie brechen an jedem schönen Tag frühmorgens auf und wandern den ganzen Tag, ohne von ihren Wirtsleuten schief angesehen zu werden, weil sie untertags nichts verzehren. Die Bauersleute räumen ihnen die Stube ein, während sie selbst in einer Sitzecke der Küche ihre Mahlzeiten einnehmen. Bauer und Gast sind sich heute nicht mehr so fremd wie früher. Bäuerliches Leben und städtisches gleicht sich immer mehr an. Sobald der Gast auf dem Hof erscheint, haben beide ein erstes und unerschöpfliches Gesprächsthema: das Auto. Der Bauer hat eines, der Gast das gleiche oder ein anderes, in beiden Fällen ist für ausgiebigen Meinungsaustausch gesorgt. Und was den Städtern neu ist, wird zu einem einzigen großen Erlebnis. Die Stadtkinder dürfen auf dem Traktor fahren, auf einem Pferd reiten, zuschauen, woher die Milch kommt; sie helfen die Schweine füttern usw. Auf diese Weise ist der Gast wohl ein Fremder im Haus, aber kein Fremder, der sich in die Familie drängt. Bis jetzt hat man bei uns von keinem Gast gehört, der in den Familienkreis des Bauern eingedrungen ist. Obwohl das Verhältnis zu den Nachbarn weitgehend von der Bauernarbeit bestimmt wird, die wir im folgenden Abschnitt behandeln wollen, können wir darauf schon jetzt, wo es um den Menschen am Hof geht, eingehen. Einst hat die Getreidearbeit, die Arbeit mit Flachs und Wolle, unsere Bauern gezwungen, die Nachbarn zu Hilfe zu rufen. Auch heute ergäbe sich manche Notwendigkeit, dies zu tun, und zwar in der gegenseitigen Aushilfe mit Maschinen. Es gibt deren solche, die im Ablauf des Bauernjahres nur einmal eingesetzt werden und die übrige Zeit unbenützt stehen: Mähdrescher, Miststreuer usw. Es wäre daher wirtschaftlicher, wenn mehrere Bauern mitsammen eine Maschine hätten. Daran hindert den Bauern aber das alte und neue Selbstständigkeitsgefühl. Er will lieber keine solche Maschine haben, als sie mit dem Nachbarn zu teilen, auch wenn er ihm sonst freundlich gesinnt ist.

Das Ausscheiden der Dienstboten und die Lockerung der nachbarlichen Verbindung beraubt außerdem den Bauern der Möglichkeit, seine sozialen Fähigkeiten zu bewähren. Es ist daher wünschenswert, auch im Interesse des Bauern selbst, ihn vor einer Abkapselung zu bewahren. Dazu bieten sich auch heute manche Möglichkeiten, wie etwa das Fernsehen. In den Ge-

meinden Windischgarsten, Roßleithen, Edelbach, Rosenau und Spital am Pyhrn besitzen heute (1967) etwa 50 Bauern ein Fernsehgerät. Oft kauft es nicht der „regierende“ Bauer, sondern die Alten oder ein Verwandter. Sie sind dann auch die ausdauerndsten Fernseher, während sich die jungen Leute doch im ganzen nur das ansehen, was sie interessiert, schon, um am nächsten Tag nicht unausgerastet an die Arbeit gehen zu müssen. Richtig verwendet, könnte eine Sendung nicht nur die Nachbarn zusammenführen, sondern sie könnten über das Gesehene auch anschließend sprechen.

Lichtbildervorträge, von Volksbildnern gehalten, können, weil sie zeitlich begrenzt sind, noch leichter und besser Nachbarn in einer gastlichen Stube vereinen. Dabei ist Gelegenheit zu Gespräch oder auch zu Gesang gegeben.

2. Arbeit und Leben

Marktwirtschaft: Der Übergang von der alten Autarkie, die noch im letzten Krieg notwendig und daher lebendig war, zur heutigen Marktwirtschaft hat dazu geführt, daß unsere Windischgarstener Bauern Viehzüchter und Viehhalter geworden sind und den Anbau von Korn und Weizen völlig aufgegeben haben. Der nachwachsende Bauer empfindet dies nicht als Rückschritt. Die alten Bauern aber sagen: Wenn einer einmal kein Korn mehr baut, dann ist er auch kein Bauer mehr. Mit dem Getreidebau sind viele Arbeiten, die Fähigkeiten dazu und die Geschicklichkeit dabei, weggefallen: das Säen und das Schneiden mit der Sichel, das Aufbinden der Garben, das Schöbern, das Mahlen des Getreides in der Bauernmühle und das Brotbacken. Es gibt daher kein echtes Bauernbrot mehr in unseren Bauernhäusern. Vom echten Bauernbrot heißt es: selbst gebaut – selbst gemahlen – selbst gebacken. Nur Gerste und Hafer, also Sommergetreide, wird noch fallweise gebaut. Beides wird als Beifutter für das Vieh verwendet. Es kann aber nicht in solcher Menge und Güte erzeugt werden wie im Alpenvorland. Dazu kommt noch, daß unsere Landschaft den Einsatz vieler Maschinen (z. B. der Mähdrescher) unmöglich macht. Daher verteuert sich Arbeit und Erzeugung. Das Flachlandvieh ist noch dazu kräftiger und leistungsfähiger, weil es reichlicher aus der eigenen Wirtschaft ernährt werden kann. Und damit wird von vielen Nurwirtschaftlern und Nützlichkeitsfanatikern die Daseinsberechtigung unseres Bergbauerntums überhaupt in Frage gestellt: Eine Bedrohung, die unsere Bauern sehr ängstigt. „Mit uns wird's eh gar“, so hört man sie in verzweifelter Stimmung oft sagen. Was ein solcher Verlust für unser Volkstum, für unsere Landschaft und für den Fremdenverkehr bedeuten würde, bedenken viele der allzu großen Rationalisten gar nicht. Unser Bauer war und ist bis heute der Landschaftserhalter und Landschaftspfleger. Naturschutz kann nur mit ihm gemacht werden und nicht ohne ihn.

Das Vieh: In unseren Gegenden wird hauptsächlich Braunvieh, aber auch Fleckvieh gezüchtet. Züchterisches Geschick und Können erzielen dabei oft Spitzenergebnisse. So brachte im Frühjahr 1967 in Wels ein Stier aus einem Oberwenger Stall 60.000 Schilling ein, einen Preis, der viele verlockt, auch ihr Züchterglück zu versuchen. Auch Pferde werden aus demselben Grund gezüchtet: Das bodenständige Norikerpferd und der Haflinger. Zur Zag, das heißt zum Ziehen, braucht man sie nur in seltenen Fällen mehr: etwa zum Holzstreifen oder zur Kartoffelarbeit.

Eine ganze Reihe von Verbesserungen und neuen Einrichtungen in der Viehhaltung hat die Leistung unserer Ställe bedeutend gehoben. Die moderne Silowirtschaft, der Anbau von Silomais sorgt für Saftfutter im Winter. Im Sommer hält ein intensiver Weidebetrieb

die Milchleistung auf der Höhe. Hat man früher das Vieh ein paar Tage auf einer Koppel weiden lassen, so ermöglichen heute Elektrozaune Portionsweiden für jede Mahlzeit. Die Milchleistung wird alle Monate von einem Probemelker kontrolliert, so daß der Bauer immer ein Leistungsbild zur Verfügung hat. Die gute und reichliche Ernährung des Viehs hat zur Folge, daß viel mehr Stalldünger anfällt als früher, und das kommt wiederum unseren Böden zugute, die wechselweise aber auch für Handelsdünger dankbar sind.

Alle Milch wird an die Molkerei geliefert. Diese ständige Milchablieferung macht es notwendig, das Vieh das ganze Jahr beim Haus zu behalten, und so wird auf die Alm nur das Jungvieh, das Galtvieh, getrieben und dazu ein oder zwei Kühe, die die Schwaigerin mit der täglichen Milch versorgen. Früher erzeugten die Schwaigerinnen aus der Magermilch den Schottenkäse. Heute müssen die Hausleute im Winter auf die gute Schottsuppe verzichten. Unsere Bäuerinnen haben auch keinen Rahm, Topfen und nur selten mehr eigene Butter im Haus. Und die jungen Bäuerinnen lernen und üben auch nicht mehr, wie man diese Dinge macht. Aber sie lernen dafür das Wursten, Einrexen, Süßmost erzeugen usw. Die Kost: Es ist hier ein Wort zur heutigen Bauernkost und zum Trunk zu sagen: Reine Fleischkost hat es noch vor dreißig Jahren nur an Sonntagen gegeben; während der Woche gab es nur sogenannte saure Mehlspeisen (z. B. Fleischknödeln), „Nudeln“ (z. B. Dampf-nudeln) und Sauerlinge, die im Rohr mit Fett oder Rahm herausgebacken wurden. Heute gibt es während der Woche und sogar zur Jausenzeit Fleisch, Wurst oder Käse, den die Bauern von der Molkerei an Geldes Statt für gelieferte Milch nehmen müssen. Dadurch verlieren die Hauptmahlzeiten, besonders das Abendessen, an Bedeutung. Zur eigenen Fleischversorgung werden Schweine und auch Schafe gehalten. Schweinsschädel und Schaffleisch gemischt, geben ein gutes Wurstbrat.

Der Trunk: Als Haustrunk gilt immer noch der Most. Aber er wird nicht mehr so geschätzt wie früher. Das Bier schmeckt besser, und für feierliche Gelegenheiten stehen ein paar Flaschen Wein im Keller bereit. Frauen und Kinder trinken zur Arbeit selbsterzeugten Süßmost oder Ribiselwasser, und manchmal zieht der Bauer selbst das süße Getränk dem sauren vor. Es wird immer noch Schnaps erzeugt und Obst gedörret. Dies geschieht meistens in elektrischen Dörrgeräten, lieber aber im alten Dörröfen, wenn noch einer vorhanden ist.

Die Bekleidung: So viele Schafe wie früher werden nicht mehr gehalten. Die Bauern geben die Wolle zum Spinnen aus dem Haus oder vertauschen sie in Spinnereien, hauptsächlich in der Steiermark, gegen Fabrikswolle. Es gibt einen Bauern, der intensive Schafzucht betreibt. Er hält friesische Milchschafe, erzeugt Schafkäse und verkauft die Schafwolle. Er hat sich selbst nach französischem Muster einen Melkstand gebaut, in dem er die Schafe mit der Melkmaschine melkt.

Von den einstmals vielen Lodenstampfen ist der letzte, der Stanglmüllerstampf, im Jahre 1957 ins Landesmuseum gewandert. Der Seebachweber befaßt sich als einziger noch mit dem Weben, aber nicht von Leinwand, sondern von Fleckerlteppichen. Flachs wird nicht mehr gebaut. Die ganze Arbeit des Haarröstens und Brecheln in Haarstuben hat aufgehört. Der Bauer oder die Bäuerin, wenn sie heute Stoff einkaufen, lehnen Leinen und Loden ab. Sie haben sie so lange am Leib getragen, daß sie heute davon nichts mehr wissen wollen. Auch zu Tischtüchern und Vorhängen ist Leinen nicht erwünscht. Unter den Farben wird Rot und Grün bevorzugt, Blau gemieden.

Die Tracht: Ein Besuch an einem Sonntag auf unserem Kirchenplatz zeigt, daß die älteren Männer noch ihren schon etwas übertragenen graugrünen Lodenanzug tragen, neu sich

einen Kammgarnanzug machen lassen und im Winter darüber einen grünen Hubertusmantel, schon selten den alten gewalkten „Lodenen“ anhaben. Sehr viele jüngere Männer tragen den neuen grünen „Oberösterreicher“. Die kurze Lederhose sieht man sehr selten, häufiger die lederne schwarze Kniehose. Bei den Frauen und Mädchen ist die Tracht viel seltener. Das Festtagsdirndl und das Windischgarstenerdirndl erfreut sich aber zunehmender Beliebtheit. An strahlenden Sommertagen ziehen sich junge Bäuerinnen gern festlich heimatlich an. Bei besonders festlichen Anlässen wird noch das gebundene Kopftuch und die Goldhaube getragen. Bei der letzten Primiz im Jahre 1965 konnte man etwa dreißig Bäuerinnen im schwarzen Flügeltuch bewundern und ebenso viele oder mehr in der Goldhaube. Von diesen Trachtenträgerinnen waren wohl die meisten Bürgersfrauen, aber es gibt auch keine Bäuerin, die bei einer solchen Gelegenheit nicht sofort das Kopftuch mit einer Goldhaube vertauschen würde – wenn sie eine hätte.

Handfertigkeit: Wir haben nun so oft von Arbeiten und Fähigkeiten zu berichten gehabt, die verlorengegangen sind, daß wir um die Geschicklichkeit unseres Landvolkes in der Zukunft besorgt werden könnten. Wenn den Bauern heute auch nicht mehr die Autarkie zwingt, so viel als möglich selbst für sich zu erzeugen, so gibt es doch andere zwingende Gründe, dies zu tun: Vor allem der hohe Stundenlohn der Handwerker. Wenn ein Bauer die Fähigkeit dazu hat, dann wird er selber sein eigener Zimmerer, Maurer, Tischler, Schweißer usw. Es gibt nicht wenige, die in ihrer „Schnegerlabn“ eine Bandsäge, Kreissäge, Hobelmaschine und Bohrmaschine stehen haben. Sie erneuern damit ihre Stuben, richten Fremdenzimmer ein, schweißen ihre Karosserien usw. Es ist daher dafür gesorgt, daß die Geschicklichkeit der Hand weiterlebt und weitergegeben wird an die Jungen.

Zusammenfassend kann gesagt werden: In den jungen und älteren Bauern entsteht ein neues Persönlichkeitsgefühl, das den Bauern mehr an sich selbst und weniger an den Hof denken läßt. Im Umgang mit technischen Dingen entwickeln sich aus den körperlichen und geistigen Bedürfnissen heraus ähnliche Lebensformen wie in der Stadt. Bäuerliches und städtisches Leben haben sich genähert. Ländliches Wohnen und ländliche Tracht sind nicht mehr ein Merkmal des Bauernhauses allein, sondern sind in die Stadt gewandert, und umgekehrt richtet auch mancher Bauer sein Haus städtisch ein. Bauer und Bäuerin werden nichts von den Fertigkeiten der Hand verlieren, weil diese auf anderen Gebieten sich wieder einstellen. Wohl aber werden gewisse Fähigkeiten des inneren Menschen verkümmern. Die zunehmende Rationalisierung wird bewirken, daß man z. B. glaubt, auf den „Anbraucher“ verzichten zu können. Es gibt unter den alten Bauern nur mehr ganz wenige, die diese Fähigkeit besitzen. Die Jungen haben kein Interesse mehr, diese Kunst zu übernehmen, und so stirbt sie mit den letzten Könnern auf diesem Gebiet aus. Dieselbe Rationalisierung erzeugt aber neue geistige Bedürfnisse. Unser Bauer, der immer etwas konnte, will heute auch etwas wissen, mehr wissen, als der Großvater und Vater gewußt haben. Er will durch Reisen und Vorträge auch andere Gegenden kennenlernen, um Vergleiche anstellen zu können und daraus Nutzen zu ziehen. Er gewinnt ein bei ihm völlig unerwartetes Interesse an der Geschichte seines Hofes und an Geschichte überhaupt. Auf seinem Bücherbord stehen neben Fachbüchern auch schöngeistige Werke. So wird er wie der Städter in Zukunft nach einer geistigen Nahrung verlangen, die noch sein Vater entbehren konnte.

3. Der Hof

Etwa eine Gehstunde von Windischgarsten entfernt liegt auf der Kante des tief eingeschnittenen Freitgrabens der Hof des „Hansl im Graben“. Dieser Hof war noch im Jahr 1940 ein ausgeprägter Haufenhof, was man nicht von allen Windischgarstener Höfen sagen kann. Der Hansl im Graben galt daher immer als Schulbeispiel des Haufenhofes in Oberösterreich. Ich habe ihn im Jahre 1940 in der Zeitschrift „Der Heimatgau“, 2. Jahrgang, 1. und 2. Heft, beschrieben. Im Jahr 1940 dienten folgende Baulichkeiten noch ihrem Zweck:

- das Wohnhaus
- ein Kuhstall mit angebautem Stadel
- ein Stall für Ochsen und Pferde
- ein Getreidekasten
- eine Scheiterlabn
- eine Preßlabn
- eine Bienenhütte
- ein Dörrofen

Diese Gebäude bildeten den eigentlichen Hof. In Büchsenschußweite vom Hof entfernt standen:

- die Haarstube
- ein E-Werk und die Hausmühle unten im Graben
- das Auszugshaus mit Stall und Stadel, einem kleinen einräumigen Häusl und einer Dörrhütte.

In vier Gehstunden Entfernung lag die Alm und das Reit.

Davon sind heute, im Jahr 1967, noch in Verwendung:

- das Wohnhaus, der Stall und die Scheune.

Verschwunden oder im Verfall:

- die Scheiterlabn (an ihrer Stelle steht heute ein neues einstöckiges, viergeschossiges Wohnhaus)
- die Bienenhütte
- der Dörrofen (er fiel der Straße zum Opfer, die heute von der Rosenauerstraße zum Hof heraufführt)
- das E-Werk (das Haus wurde ans Ortsnetz angeschlossen)
- die Hausmühle (Getreidebau hat aufgehört)

Zweckentfremdet wurden:

- die Haarstube (heute Abstellraum)
- der Getreidekasten (er dient heute als Werkstatt anstelle der verschwundenen Scheiterlabn)
- die Preßlabn (heute Abstellhütte)
- der Ochsen-, Roßstall (heute Schafstall)
- das Auszugshaus (heute leer oder fallweise vermietet).

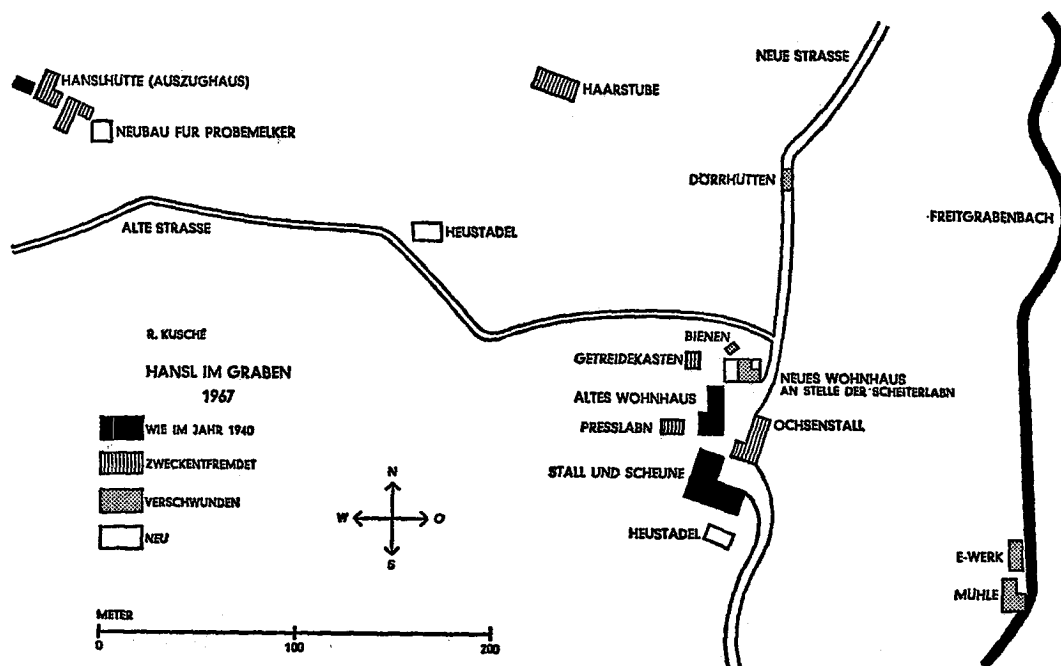
Neu dazugekommen sind:

- ein neues Wohnhaus mit Garage, Mostpreßanlage, Fremdenzimmern und Mansarden für Sommergäste
- zwei neue Heuschupfen (mehr Vieh!).

Seit 1940 hat der Bauer Franz Helml und seine Familie folgendes Bauprogramm bewältigt:

- 1946 Roßstalleinfahrt (jetzt Raum für Maschinen und Anhänger)

- 1948 neuer Heustadel
- 1949 die Reithütte, neu auf dem alten Mauerwerk errichtet
(Wohnung und Stall unter einem Dach – Einhaus)
- 1950 Mansarden im alten Wohnhaus
- 1952 Kuhstall, umgebaut auf Mittelstandaufstallung
(die Futterbarren nicht mehr an der Wand)
- 1954 neue Roßstalldecke (die alte war aus Holz. Das darübergelagerte Futter litt unter dem Stalldunst)
- 1954 Siloeinfahrt im Stadel, der zum Kuhstall gehört
- 1954 Erneuerung der Küche
(neuer Sparherd, Abwasch, Fußboden aus Steinholz)
- 1954 Zentralheizung im Wohnhaus
- 1956 neuer Heustadel hinter dem alten
- 1956 neue Straße vom Haslreit an der Rosenauerstraße hinauf zum Hof
- 1958 Almstraße vom Zickerreit am Hengstpaß über die Kreuzau auf die Alm
(ist heute mit Auto befahrbar)
- 1960 neues Wohnhaus
- 1962 Straße von der Alm in das etwas tiefer gelegene Reit.



Eine gewaltige Leistung für eine Familie in sechzehn Jahren. Es fällt auf, daß alle Veränderungen auf das Praktische ausgerichtet sind. Es ist daher kein Wunder, daß Wohnlichkeit und Schönheit des Hauses und der Wohnung zu kurz gekommen sind. Damit ist schon angedeutet, was uns Volkskundlern, Heimatpflegern und Heimatforschern am Herzen liegt, nämlich: wie weit haben die heutigen Höfe ihre Form bewahrt, wie weit haben die Neuerungen den Hof verändert? Fügen sich die Höfe noch immer in unsere Landschaft

oder sind sie zu Augengreueln geworden? Wollen wir im folgenden das Wohnhaus daraufhin ansehen:

Das Wohnhaus: Die Erneuerung des bäuerlichen Wohnhauses geht verschiedene Wege und es entstehen dabei folgende Formen: Im alten Wohnhaus, das ursprünglich ebenerdig ist, wird der Dachraum ausgebaut. Es entstehen Zimmer für die alten Bauersleute und für Fremde. Es wird ein Stock aufgesetzt. Es wird ein neues Wohnhaus daneben gebaut. Das alte bleibt stehen (wie beim Hansl im Graben) oder wird weggerissen.

Unsere Bauern halten an der steilen Dachform fest, die Schöpfe (Krüppelwalm) werden beibehalten. Vielfach erhält sich auch bei der Haustür der runde obere Abschluß. Stroh- und Schindeldächer gibt es keine mehr. Als Dachdeckung erscheinen Ziegel, Zementziegel, Eternit, aber kein Blech (höchstens auf Garagen). Auch die neu erstandenen Einfamilienhäuser der weichenden Bauernkinder übernehmen Elemente der heimischen Bauweise, angewendet auf das allgemein gebräuchliche Einfamilienhaus. Im Gegensatz zu dem behäbigen, breithingelagerten Wohnhaus wirken diese alle ein wenig schmalbrüstig.

Betreten wir ein altes Bauernhaus, so stehen wir in einem geräumigen Vorhaus, dem „Haus“, wie es unsere Leute nennen. Diese großen Vorhäuser wecken die Erinnerung an den alten zentralen Feuerraum des Hauses und gäben heute ideale Dielen ab. Sie könnten mit den letzten Truhen und bemalten Kästen ausgestattet werden, die das Haus noch bewahrt, einem alten Bauertisch, Blumenkübeln usw. Das läßt sich in den meisten Fällen leider nicht durchführen, denn diese Vorhäuser müssen den Kühlschrank, die unförmige Gefriertruhe, oft die Waschmaschine und andere Geräte aufnehmen und bilden daher keinen Aufenthaltsraum mehr. So verlagern manche Bauern die doch benötigte Wohndiele in den neu ausgebauten ersten Stock oder sie unterteilen das ebenerdige Vorhaus in einen Wirtschaftsraum und in eine Diele. Wird ein neues Wohnhaus gebaut, so schrumpft das Vorhaus auf die in der Stadt gebräuchliche Form zusammen und wird nur ein Gang.

Die Küchen werden durchgehend modernisiert und für die Hausfrau so praktisch wie möglich eingerichtet. Schwarze Küchen gibt es natürlich nicht mehr. Für die zwei Haupträume des Hauses kann gelten: Die Küche so praktisch und modern wie möglich, die Stube so gemütlich wie möglich.

Die Stuben waren vor einigen Jahren in höchster Gefahr, zugunsten einer Wohnküche aufgegeben zu werden. Der Fremdenverkehr und ein wiedererwachtes Wohnbedürfnis hat sie gerettet. Sie werden wegen der Sommergäste nicht verkleinert, wie es häufig im Alpenvorland geschieht, sondern in Neubauten eher größer geplant. Bei der Erneuerung verlieren viele Stuben den Ofen, an dessen Stelle tritt der Heizkörper einer Zentralheizung. Im besten Fall wird dieser mit einem Holzgitter-Kasten verkleidet. Es erweist sich aber, daß zentralgeheizte Stuben im Winter kalt und unwohnlich sind. Der Bauer legt wohl einmal viel Geld aus zum Einbau der neuen Heizung, versucht aber dann, mit Brennmaterial zu sparen, wo er kann. Es wird ihm gesagt, er könne in den Zentralofen alles Brennbare hineinstecken, es müßten nicht Kohlen sein. Er kommt aber zu spät darauf, daß er dann einen eigenen Heizer zum Ofen stellen müßte, der immer nachlegt. Leute, die viel in Bauernhäusern herumkommen, beklagen sich, daß sie in allen Stuben mit Zentralheizung frieren. Frieren muß auch der alte Großvater, der sich bei der Arbeit nicht mehr warm machen kann. Ich glaube daher zu bemerken, daß die große Begeisterung für die nur zentralgeheizten Stuben bereits im Abflauen ist.

Sonst zeigt unsere Bauernstube heute in ihrer Ausstattung alle Übergangsformen bis zur

Neugestaltung: alte schwarze Decke (Reamlingboden) und dazu neue Lärchen- oder Föhreneinrichtung, neue Holzdecke aus farblos lackiertem Lärchenholz mit geschnitztem Tram, weißverputzte Decke mit und ohne Tram, Holzfußboden.

Von der Stube aus ging man früher in ein kleines „Stübl“, das den Großeltern wegen der Herd- und Kaminnähe als Schlafgemach diente. Dieses Bedürfnis fällt in einem zentral-geheizten Haus weg, und so wurde das Stübl anderen Zwecken zugeführt. Es wird daraus meist ein Speis- und ein Badezimmer. Aborte werden ans Haus an- oder ins Vorhaus eingebaut und mit Wasserspülung versehen.

Das Schlafzimmer stattdessen die jungen Bauersleute meist modern aus. Daß man dazu auch einen gemalten Kasten oder eine Truhe stellen kann, wollen sie noch nicht wahrhaben. So werden die noch vorhandenen Möbel in die Dielen und Vorhäuser, soweit Platz ist, gestellt, aber immerhin geschätzt und in den Wohnbereich einbezogen.

4. Zusammenfassend kann gesagt werden:

Als Haufenhöfe werden sich die Windischgarstener Bauernhöfe nicht halten. Die Zahl der Wirtschaftsgebäude wird abnehmen, und es wird in der Hauptsache schließlich außer dem Wohnhaus nur der Stall mit dem Stadel übrigbleiben, so daß aus den Haufenhöfen Paarhöfe werden. Wir möchten vor allem auch wünschen, daß sich von den Nebengebäuden unsere Getreidekästen halten könnten. Sie sind ja keine Hütten aus Brettern, sondern mit handwerklichem Können aus Balken gezimmerte Kleinhäuser. Sie stammen alle aus dem 18. Jahrhundert, also aus der Zeit Maria Theresias und des Kaisers Josef, und sind trotz ihres Alters noch in gutem Zustand. Sie dienen heute nur mehr selten als Getreidekästen, sondern sind meist zu Rumpelkammern herabgesunken. Es wäre kein schlechter Gedanke, dem Beispiel des Hanslbauern zu folgen und Werkstätten aus ihnen zu machen.

Gefährdet sind unsere Bauernstuben. Es gibt Anzeichen und Anregungen, aus ihnen Wohnzimmer zu machen. Es werden manche Bauern diesem Zug folgen und dann werden Resopal, Plastiküberzug und Chromnickelstahl in die Stube einziehen. Über Land kann man derlei schon häufig sehen. Im allgemeinen aber hält unser Gebirgsbauer an der alpenländischen Stube fest. Er wird dabei unterstützt von den Fremden, die er als Sommergäste im Haus hat. Der Gast will auf dem Lande heute alle Bequemlichkeiten: Kalt- und Warmwasser, Bad, Dusche, Wasser-Klosett im Haus usw., aber er will sich dieser Dinge in einer ländlichen Umgebung bedienen, die ihn seine städtische Wohnung auf ein paar Wochen vergessen läßt. Heraus aus der städtischen Schablone und einmal etwas anderes! Und daher wird er in seinem eigenen Interesse dem Bauer von jeder Perfektionierung der Wohnung abraten. Der Sommergast will eine gemütliche Bauernstube. Der Fremdenverkehr hat bei uns heute eine ausgesprochen bewahrende Kraft und schützt manches Bodenständige vor der Zerstörung.

Wir müssen zu einer vernünftigen Erneuerung unserer Bauernhäuser ja sagen, obwohl uns der Verlust von so vielem alten Kulturgut leid tut. Aber wir können dem Bauern nicht zumuten, daß er uns zuliebe sein Haus zum Museum macht. Es wird daher notwendig sein, den Weg zu beschreiten, den der Norden schon vor langer Zeit gegangen ist: eine Auswahl typischer Zeugen von alten Haus-, Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, Geräten und Möbeln museal zu bewahren und in einer heimatkundlichen Sammlung, noch besser in einem Freilichtmuseum, zur Schau zu stellen, damit die Nachwelt sehen kann, wie sich einst das bäuerliche Leben im Garstener Tal vollzog, für die gegenwärtige Generation aber das

Verständnis zu haben, daß sich ihr Leben dem modernen Zug der Zeit anzuordnen hat und die überall zu beobachtende Umgestaltung alter Lebensformen auch vor dem bauerlichen Berufsstand nicht haltmacht. Sie erfaßt nicht nur die Wirtschaft, das Haus, den Hof, die Wohnung, sondern auch den inneren Menschen. Viele Bauern stehen diesen Anforderungen heute noch ungerüstet gegenüber. Sie brauchen daher unseren Rat, unser Beispiel und unsere Hilfe. Wir müssen sie in ihrer psychischen und wirtschaftlichen Situation aber erst richtig verstehen und sehen lernen, um die Größe der Verantwortung zu erkennen, die gerade jetzt auf den Schultern des Heimatpflegers liegt, von dessen Verständnis und Kenntnis es abhängen kann, ob eine Landschaft jene Kulturformen findet, durch die sich die alten überlieferten Werte sinnvoll mit den notwendigen Neuerungen verbinden.

Die Grundlagen für die wirtschaftliche Seite des Themas verdanke ich Herrn Edmund Schöngruber, Bauer am Mayrbichlgut, Gemeinde Roßleithen.